

Leseprobe aus:  
Agnes Nelle  
**Hier und jetzt und Himbeerkuchen**

AGNES NELLE  
Hier und jetzt  
und Himbeer-  
kuchen



Roman

Marion von Schröder

© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [ullstein-buchverlage.de](http://ullstein-buchverlage.de)

Agnes Nelle  
Hier und jetzt und  
Himbeerkuchen

Agnes Nelle

Hier und jetzt und  
Himbeeruchen

*Roman*

Marion von Schröder



Marion von Schröder ist ein Verlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 978-3-547-71188-2

© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Perpetua MT

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

*Für Hannelore Nelle, meine Mutter,  
begeisternde Vorleserin und Mensch  
mit unerschütterlichem Humor*

## Erstes Kapitel

Na, wunderbar.

Dieser Sonntagabend ist rot markiert.

Gerade will ich mir ein Glas Milch nehmen und es mir mit einem Buch gemütlich machen, da bleibt mein Blick an dem Kalender neben dem Kühlschrank hängen. Ich hätte wirklich schwören können, dass es erst nächsten Sonntag wieder so weit ist. Ich lasse den Kühlschrank zu und blättere hastig im Kalender eine Woche zurück. Und dann zwei.

Hm. Tatsächlich. Es ist schon wieder vierzehn Tage her.

»Jörg!«, rufe ich laut und seufze leise. »Rote Markierung!«

»Ja, ich weiß!«, ruft er aus dem Badezimmer zurück.

Komisch. Jörg klingt längst nicht so begeistert wie sonst.

»Bist du schon so weit?«, rufe ich.

»Sofort«, antwortet er lustlos.

Was hat er denn?

»Denk bitte an das Handtuch!«

»Jaaa!«, ruft er. Als sei meine Bitte völlig überflüssig.

Ich rücke schon mal einen Stuhl zurecht, reiße ein Blatt von der Küchenrolle ab und lege es auf den Tisch.

Jörg kommt in die Küche. Er hat nur seine Jogginghose an.

Er guckt mich an, als wolle er noch etwas sagen, bevor es losgeht, doch dann verzieht er bloß den Mund und lässt sich auf dem Küchenstuhl nieder.

»Gut, dass du schon dein Unterhemd ausgezogen hast«, lobe ich ihn, um ihn aufzuheitern. »Und den Trimmer hast du auch

gleich mitgebracht, prima«, füge ich hinzu und nehme ihm das Gerät ab.

Das macht er nur ganz selten. Meistens muss ich noch mal ins Bad laufen und das Ding holen, während Jörg es sich bereits auf dem Stuhl gemütlich macht.

Ich lege ihm das Handtuch um die Schultern. Wie immer beginne ich mit seinem rechten Nasenloch und achte sorgfältig darauf, den Trimmer unter sanft kreisenden Bewegungen nicht tiefer als einen halben Zentimeter einzuführen.

Männer, die gezwungen sind, so ein Gerät zu benutzen, tun das normalerweise in aller Diskretion, stelle ich mir vor.

Jörg ist da *ganz anders*.

Jeden zweiten Sonntag lässt er sich völlig entspannt von mir entfernen, was zu üppig aus Ohren und Nase sprießt. Jörgs Trimmer hat vorne sogar eine winzige Lampe. Ich habe bestimmt schon viel tiefer in seine Nase geschaut als die meisten anderen Frauen bei ihren Männern.

»Vor dir ist mir nichts peinlich, Iris«, murmelt Jörg auf einmal. Als hätte er meine Gedanken gelesen.

»Hm ...«, mache ich verdutzt.

Sonst sagt er beim Rasieren eigentlich nie was.

Und überhaupt – *vor dir ist mir nichts peinlich, Iris*. Was will er mir denn damit sagen? Meine Lippen verziehen sich irritiert. Wenn ein Mann zu einer Frau sagt, ihm sei vor ihr nichts peinlich, bedeutet das nicht im Grunde ... Meine Stirn runzelt sich. Ich meine: Sagt ein Mann so was zu einer Frau, die er attraktiv findet? Ich schlucke. Bedeuten Jörgs Worte etwa, ihm ist es inzwischen so ziemlich egal, dass ich eine Frau bin?

›Ja, genau *das* bedeuten seine Worte‹, würde Emma natürlich sagen. Meine beste Freundin entdeckt nämlich ständig etwas Übles an dem, was Jörg sagt oder tut. Und sie ist auch noch felsenfest davon überzeugt, dass das gut für mich ist.

›Merkst du denn nicht, für ihn bist du nur noch das Dienst-

mädchen, Iris?«, würde sie mich wütend fragen. »Du hast mir doch selber erzählt, dass er im Bett kein bisschen Elan zeigt.«

Ach, verdammt. Wie soll man sich denn da noch darauf konzentrieren, den Schneideaufsatz höchstens einen halben Zentimeter zu versenken. Ich kaue wie wild auf meiner Unterlippe. Man könnte ... ja, man könnte seine Worte aber auch ganz anders deuten! Wenn man zum Beispiel davon ausgeht, dass Jörg sie *nett* gemeint hat.

Dann sind sie ein Kompliment. Ein richtig dickes sogar.

Ein Kompliment an unsere langjährige Beziehung. Ungeniert zu sein, das zeugt doch von besonderer *Intimität!* Von *gewachsener* Intimität.

Ja! Ich atme tief durch. Genau.

Jörgs rechtes Nasenloch ist fertig. Ich mache mich an das linke.

Iris, Iris, schüttele ich den Kopf über mich selber. Du solltest dich nicht immer damit verrückt machen, was Emma wohl sagen würde.

Sonst könntest du dich ja gleich von Jörg trennen.

Ich lächle kurz und seufze einigermaßen erleichtert.

»Ha... halt mal eben«, sagt Jörg im selben Moment.

Sofort ziehe ich den surrenden Rasierer weg und greife nach dem Küchenpapier. Diese fiesen, klitzekleinen, abgeschnittenen Haare bringen Jörg manchmal zum Niesen.

»Bitte schön«, ich drücke ihm rasch das Tuch in die ausgestreckte Hand. Jörg schnäuzt sich gründlich.

»Ah, besser«, sagt er

Er lehnt sich wieder zurück und reicht mir das zerknitterte Tuch. Bevor ich weitertrimme, werfe ich es schnell in den Mülleimer. Jörg hat inzwischen seine Augen wieder geschlossen.

Na, anscheinend entspannt er sich nun doch noch.

Er schmatzt wohligh.

Mein Gesicht verzieht sich.

Ich weiß, ich weiß. Ich sollte mich für ihn freuen. Das ist doch was Schönes, wenn er bei der Rasur alles um sich herum vergessen kann. Aber je mehr er sich entspannt, desto mehr beschäftigt mich die Frage, warum Jörg sich diese Härchen nicht selber entfernen kann. Wo doch die Abbildungen auf der Packung des Trimmers ein männliches Wesen zeigen, das genau das tut.

Meine wohl bemessenen, sanft kreisenden Rasierbewegungen kommen ins Stocken.

Jörg runzelt sofort die Stirn.

Ich seufze leise.

Ach, was soll's ... jetzt sind ohnehin die Ohren dran.

Ich stelle den Trimmer kurz auf dem Küchentisch ab, lege beide Hände an Jörgs Kopf und drehe ihn behutsam auf die Seite, damit ich an sein rechtes Ohr komme.

So schlimm ist die Rasiererei ja nun auch wieder nicht. Es sind höchstens zehn Minuten – fünfzehn, wenn ich die Reinigung des Trimmers mitrechne. Außerdem wäre Jörg bestimmt nicht so gründlich. Und natürlich finde ich es auch besser, wenn aus seinen Ohren und seiner Nase keine dicken dunklen Haare wachsen.

Ich drehe Jörgs Kopf noch einmal und bearbeite sein linkes Ohr. Er scheint inzwischen in irgendwelche angenehmen Gedanken versunken. Sein Nacken ist jedenfalls vollkommen entspannt, und es liegt sogar ein Lächeln auf seinem Gesicht.

»So. Fertig«, sage ich erleichtert und nehme das Handtuch von seinen Schultern.

Jörg blinzelt aufgeschreckt, dann sieht er auf seine Uhr. Er lächelt mich knapp an, steht auf und eilt Richtung Sportschau, da er auf keinen Fall die Zusammenfassung der Sonntagsspiele verpassen darf.

Er könnte ruhig mal danke sagen.

Diese Rasiererei als kleinen Liebesbeweis meinerseits würdigen.

»Bringst du mir gleich ein Bier mit? Ja?«, höre ich ihn aus dem Wohnzimmer.

»Sofort«, rufe ich und schüttele den Kopf.

Weshalb hat er sich das nicht gleich selber mitgenommen?

Aber so etwas soll ja typisch Mann sein. Multitasking nicht möglich. An Sportschau *und* Bier denken geht nicht.

Ich wundere mich kurz, weshalb aus dem Wohnzimmer noch keine Sportschaugeräusche zu hören sind.

In der einen Hand halte ich den Trimmer. Mit der anderen angle ich erst den Flaschenöffner aus der Schublade, dann Jörgs geliebtes Haake Beck aus dem Kühlschrank, um ihm beides auf dem Weg ins Bad reinzureichen. Gleich muss ich nur noch den Schneidekopf reinigen, und dann kann ich es mir endlich oben mit einem Buch gemütlich machen.

Als ich ins Wohnzimmer komme, ist der Fernseher nicht an.

Mein Blick bleibt an der leeren Mattscheibe hängen.

»Danke für das Bier, Iris. Und für den Öffner«, sagt Jörg förmlich.

Ich drehe mich zu ihm um. Er sitzt steif auf der Sofakante und starrt verlegen vor sich hin. Was ist denn los?

»Bitte«, sage ich und platziere Flasche und Öffner vor ihm auf dem grässlichen Couchtisch aus Eiche, der wie alle Möbel in diesem engen Altbremer Haus schon seinen Eltern gehört hat.

Jörg entfernt den Kronkorken und nippt flüchtig an seinem Bier. Dann stellt er die Flasche auf den Tisch. Er atmet tief durch und schluckt hörbar. Ich hebe die Augenbrauen. So kenne ich Jörg überhaupt nicht.

Mein Gott. Er wirkt ... richtig hilflos.

»Iris«, sagt Jörg, blickt zu mir hoch und stockt gleich wieder.

Er greift noch einmal nach seinem Bier, trinkt diesmal mehr

und behält die Flasche in der Hand. Dann räuspert er sich und betrachtet den moosgrün und scharlachrot gekringelten Orientteppich.

Oje. Er scheint überfordert.

Wenn ich nur wüsste, von was.

Rasch setze ich mich an seine Seite und lege meinen Arm um ihn.

*Mein Gott!*

Er springt, wie von der Tarantel gestochen, auf und schüttelt mich so ruppig ab, dass mir der Trimmer aus der Hand fällt.

»Was ist denn los?«, sage ich erschrocken. Und auch ein wenig vorwurfsvoll.

»Was denn los ist?«, schnauzt Jörg.

Jörg ist groß gewachsen und sein Rumpf prima durchtrainiert. Das finde ich eigentlich anziehend. Aber nicht, wenn er so über mir steht.

»Komm, setz dich wieder hin«, sage ich.

»Okay«, brummt er und lässt sich neben mich plumpsen.

Ein paar Tropfen Bier schwappen aus der Flasche aufs Sofa, er beachtet es gar nicht. Beinahe frage ich noch mal, was denn los ist.

»Heute keine Sportschau?«, formuliere ich gerade noch um.

»Nee. Nicht jetzt. Die nehm ich mir auf«, sagt Jörg gepresst.

»Schau sie mir später an.«

Wie merkwürdig.

Mir fällt auf, dass der Videorecorder leise vor sich hin surrt.

»Aha«, sage ich vorsichtig.

Jörg kratzt sich am Hinterkopf. Er sieht plötzlich richtig genervt aus. Und blass.

Mein armer Liebling.

Ich lächle ihn ermutigend an. Er lächelt nicht zurück.

»Iris, das mit der Rasur«, sagt er und zieht scharf die Luft ein.

O nein! Nie hätte ich gedacht, dass Jörg derart sensibel rea-

giert, wenn ich bei der Rasur mal nicht bei der Sache bin. Dass er so feinfühlig ist.

Mein Gesicht verzieht sich vor Reue.

»Das mit der Rasur«, sagt Jörg noch mal. »Und der ganze andere Kram, den du immer veranstaltest ...«

Ich *veranstalte* die Rasur? Ich schnappe nach Luft.

»All der Kram, der immer *gleich* ist«, sagt er und sieht mich anklagend an. »Alle zwei Wochen die Rasur. Jeder Samstagabend ist ›unser‹ Samstagabend ...«

Sicher. Dann koche ich uns was Schönes. Stelle Kerzen auf den Tisch. Und nach dem Essen schauen wir einen Film, der uns gefällt. Oder jedenfalls einen, auf den ich mich auch einlassen kann.

»Immer das *Gleiche*«, sagt Jörg.

Ich blicke ihn verständnislos an. Er isst doch immer alles auf, was ich koche. Und darf im Grunde den Film allein aussuchen.

»*Jeden, wirklich jeden* Sonntag backst du Kuchen«, fährt Jörg fort.

Aber ... warum denn nicht?

»*Jeden* Freitag müssen wir immer zum *gleichen* Supermarkt«, stöhnt er.

Natürlich. Weil ich dort nicht lange suchen muss. Und was, um Himmels willen, möchte Jörg denn in einem *anderen* Supermarkt?

Mein Mund steht offen. Worauf will er bloß hinaus?

»Du lässt dir immer die *gleiche* Frisur beim *gleichen* Friseur machen«, sagt Jörg.

Also ... also wirklich! Das tut er doch auch!

Ich greife in meine kurzen, braunen Haare.

»Iris«, sagt Jörg und sieht mir gerade ins Gesicht. »Du bist ... du bist ein so unglaublich fades Gewohnheitstier.« Er holt ganz tief Luft. »Du kannst nicht erwarten, dass ich es bis ans Ende meiner Tage mit dir aushalte!«

*Fades Gewohnheitstier?*

»Ich bin einfach noch zu *jung* für so was«, seufzt Jörg.  
Als täte er sich selber unheimlich leid.

Mir wird schlecht.

»Jörg, du bist achtunddreißig«, sage ich, den Tränen nahe.  
So jung nun auch wieder nicht.

»Eben.« Jörg bleibt stur.

»Genauso alt wie ich.«

Jörg zuckt mit den Schultern, als wolle er sagen, dass *das* ja wohl zwei verschiedene Dinge sind.

Was ist denn plötzlich los? Gestern hat er es doch noch toll gefunden, dass ich koche und backe und überhaupt den Haushalt schmeiße – neben meinem Job im Bremer Ordnungsamt.

Seine Perle sei ich, sagt er immer.

Und zum Glück keine von diesen Emanzen.

»Jörg, ... was ... ich meine, warum ...«

»Oh, bitte, Iris! Hör auf mit dem Geheil!« Jörg verdreht die Augen. »Das ist jetzt wirklich unfair von dir!«

Was ist unfair? Ich wische mir über das Gesicht, schlucke mehrmals und hole tief Luft.

Jörg stellt seine halbleere Bierflasche auf den Couchtisch.

»Okay«, sagt er. »Du weißt, ich bin niemand, der lange um den heißen Brei herumredet ...«

Das stimmt. Mein Magen zieht sich wieder zusammen.

Jörg verzichtet immer auf jede Diplomatie.

»Du bist einfach nicht die Richtige für mich, Iris. Das ist mir klar geworden«, sagt er. »Ich brauche jemand ... jemand Aufregendes, ... jemand Junges, ... jemand Wildes!«

Aufregend? Jung? *Wild?*

Ich kichere leicht hysterisch.

Jörg schaut mich überrascht an.

»Das alles ist mir sehr ernst, Iris!«

Obwohl ich nicht will, kichere ich wie verrückt weiter.

»O Jörg ...«, quietsche ich. »Entschuldige ..., aber das klingt so ... ich meine, die Vorstellung ... *du* und eine junge Wilde.«

Ich schlage die Hände vor Mund und Augen. Es schüttelt mich richtig. Dabei ist mir kein bisschen zum Lachen. Langsam ebbt mein Kichern ab, und ich höre, wie Jörg ein paar Schlucke Bier aus der Flasche nimmt.

»Iris«, sagt er genervt.

Ich nehme die Hände vom Gesicht und schaue ihn ernüchtert an.

»Ich habe genau so eine Frau gefunden.« Jörg sieht mich trotzig an. »Eine aufregende und wilde Frau. Eben ganz anders als du.« Er atmet tief durch. »Ich trenne mich von dir.« Und nach einem Räuspern: »Du musst ausziehen. Ich fange hier mit ihr ein neues Leben an.«

»Ausziehen? Ich?«

Mir fällt nichts ein, was ich dagegensetzen könnte. Schließlich ist es Jörgs Haus. Alle Möbel gehören ihm. Die ganzen muffigen unantastbaren Erbstücke von seinen Eltern.

»Du hast das Haus doch sowieso nie gemocht.« Jörg lächelt mich vorsichtig an. »Ständig hast du an den Antiquitäten meiner Eltern herumgörgelt.«

Pah! Als ob es ihm vor allem darum ginge, mich von meinen Problemen mit seinen Mief-Möbeln zu befreien!

»Wie *jung* ist denn diese Frau?«

»Einundzwanzig«, sagt er betont gelassen.

»Einundzwanzig?« Mir wird kurz schwarz vor Augen. »Wie stellst du dir das denn vor? Wenn diese Frau nicht nur wild und so weiter ist ... sondern auch noch viel jünger als du! Das ist doch *lächerlich!*«

Jörg sieht mich bitterböse an und denkt kurz nach. Dann schüttelt er den Kopf.

»Du hast zwei Wochen Zeit, hier auszugehen, Iris.« Seine

Stimme bebt leicht, und er steht entschlossen auf. »Ich gehe jetzt eine Runde Rennrad fahren!«

»Aber ... aber das machst du doch *nie* am Sonntagabend!«

»Eben«, sagt Jörg und marschiert Richtung Wohnzimmertür.

Er stolpert über seinen Trimmer, der immer noch auf dem Boden herumliegt, fängt sich aber. Wütend kickt er das Teil unter den Tisch und stapft aus der Tür.

Also *ich* werde den nicht da wegräumen!

Und reinigen schon gar nicht.

## Zweites Kapitel

**Z**u einer *Magenspiegelung?*« Ich kann wirklich nichts dagegen tun, so schnell entgleiten mir die Gesichtszüge. Eigentlich wollte ich in der morgendlichen Stille meines Büros ungestört darüber nachdenken, was jetzt bloß aus meinem Leben werden soll.

Oder wenigstens in Ruhe einen heißen Kaffee trinken.

Und nun so was.

»Iris, du guckst ja so ... so *gequält!*«, ruft mein Vorgesetzter und, wie man sagen könnte, väterlicher Freund Bruno Feld.

Natürlich tut er mir leid, wie er dort händeringend vor meinem Schreibtisch steht. Er ist Leiter des Ordnungsamtes und ich Sachbearbeiterin, Bereich geringe Ordnungswidrigkeiten. Sonst kann er anweisen, was ich zu tun habe. Aber nicht in diesem Fall. Nicht bei einem rein persönlichen Anliegen seinerseits.

Und gequält gucken werde ich heute, so viel ich will.

Bruno stützt sich auf meinen Schreibtisch und schüttelt ungläubig den Kopf. Ich sehe ihn stumm an. Er soll doch froh sein, dass ich heute überhaupt zur Arbeit erschienen bin. Nachdem ich die Nacht vor Jörgs Haus in meinem Auto verbracht habe.

Mir blieb ja nichts anderes übrig!

Keine Sekunde hätte ich mich noch mal neben Jörg ins Ehebett seiner Eltern gelegt. Oder es auf dem quietschenden Erbsofa im Wohnzimmer ausgehalten. Sobald er mit seinem Rennrad weg war, war ich in meinen geliebten mintgrünen Corsa geflüchtet, um zu Emma zu fahren. Oh, sie würde mir liebend

gerne Asyl geben! Ich hatte den Zündschlüssel ins Schloss gesteckt und dann innegehalten. Verdammt, Emma war ja verreist! Zu einem ihrer Wellness-Wochenenden an der Ostsee!

Mit dem Asyl würde es also erst morgen was werden.

Seufzend hatte ich mich mit meiner Handtasche als Kopfkissen auf der Rückbank des Corsa einquartiert. Anstatt zu schlafen, war ich die ganze Nacht damit beschäftigt gewesen, so auszusehen, als ob ich schlafe. Und damit, nicht zu heulen. Falls Jörg aus dem Fenster schauen sollte.

»Iris«, setzt Bruno in seinem gelassenen Bass noch mal an, »ich würde dich gewiss nicht bitten, Felix zu seiner Magenpiegelung zu begleiten, wenn ich selber Zeit hätte. Wenn mir nicht dieser wichtige Termin mit der Senatorin dazwischengekommen wäre. Ich bitte dich. Du bist doch sonst nicht so.«

Oje. *Das* stimmt. Ich sehe Bruno ärgerlich an. Heute ist aber nicht *sonst*, würde ich ihn am liebsten aufklären – wenn er nicht gerade so sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt wäre. *Sonst* übernachtete ich nämlich nicht in erstaunlich kühlen Frühlingsnächten im Auto und fahre dann direkt zur Arbeit.

Ohne Dusche.

Ohne Frühstück.

Und immer noch in der Jeans und dem T-Shirt, in denen ich es mir eigentlich am Abend zuvor mit einem Glas Milch und einem Buch gemütlich machen wollte.

»Iris, ich bin da in einer wirklich schrecklichen Lage!«, stöhnt Bruno.

Wunderbar. Er denkt, *seine* Lage sei schrecklich.

Und dabei warte ich sehnhchst auf ein paar ungestörte Augenblicke, um mich mit dem Zusammenbruch meines Lebens zu befassen.

»Bruno«, beginne ich und werfe einen Blick auf die Uhr an der Wand. Nicht mehr lange und mein erster Verkehrssünder

kommt zwecks mündlicher Einlassung zu seinem Bußgeldverfahren.

Bruno lehnt immer noch über meinem Schreibtisch, die Hände aufgestützt zwischen Behältern für Heftklammern, Schreibutensilien und Bonbons zum Anbieten (äußerst hilfreich als überraschend humane Geste gegenüber Besuchern des Ordnungsamtes) sowie meinen verschiedenen lustigen Glücksbringern.

Und meinen drei aktuellen Lieblingsschnapschüssen von Jörg.

Plötzlich kann ich mich kaum noch zurückhalten, alle drei Jörg-Fotos direkt unter Brunos Augen aus meinem vertrauten Schreibtischensemble zu entfernen. Um sie zu vernichten. Und das am besten auf eine emotional aufbauende Weise.

Bruno zieht fragend seine buschigen Augenbrauen hoch.

Inzwischen lächelt er flehentlich.

O mein Gott!

Normalerweise hätte ich längst ja gesagt, ich weiß.

»Kann Felix denn nicht alleine zum Arzt gehen?«, fällt mir plötzlich ein. »Er ist doch erwachsen. Seit geraumer Zeit sogar.«

Wie alt Brunos Sohn ist, weiß ich gar nicht so genau. Obwohl ich mich nach dem Tod von Brunos Frau vor ein paar Jahren viel um Bruno und Felix gekümmert habe.

»Natürlich ist Felix *erwachsen*, Iris. Er ist fünfundzwanzig«, sagt Bruno stolz. »Es ist nur so, dass man nach einer Magenspiegelung auf keinen Fall ohne Begleitung nach Hause gehen sollte.«

Ach je. Eine Magenspiegelung muss viel schlimmer sein, als ich vermutet habe. Kurz ebbt sogar der Drang ab, in Ruhe über mein ungewisses Schicksal nachzusinnen.

»Weshalb braucht man nach so einer Spiegelung denn eine Begleitung?«, frage ich Bruno.

Der stellt sich wieder aufrecht hin und schaut mich froh an.

»Ich habe das Infoblatt zur Magenspiegelung studiert, das man Felix mitgegeben hat«, erklärt er. »Er bekommt ein Beruhigungsmittel. Einen Tranquilizer. Der entspannt und verhindert, dass er beim Einführen des Untersuchungsschlauchs zu sehr würgt.«

Vor meinem geistigen Auge sehe ich einen leichenblassen und würgenden Felix in weißem OP-Hemd unter gnadenlos grellen Leuchten, dem ein maskierter Mediziner einen unheimlich langen dunklen Schlauch in den Hals zwingt.

»Ich soll aber nicht etwa Händchen halten, oder?«, frage ich entsetzt.

»Nein, nein! Du sollst ihn nur hinterher in Empfang nehmen und nach Hause bringen. Er wird benommen sein. Und auch leicht verwirrt. Von dem Mittel.«

Benommen. Leicht Verwirrt. Ich sollte Felix wirklich begleiten.

Ich seufze laut und lange. Bruno schaut ganz erstaunt.

Ja, ja, er hat recht. Ich seufze sonst nicht auf der Arbeit.

Und wenn, dann nur leise und knapp.

»In Ordnung. Ich werde Felix begleiten, Bruno«, sage ich.

»Toll! Danke, Iris!« Bruno klingt dermaßen erleichtert, dass mir sofort ganz warm wird ums Herz. »Ich sage ihm, dass ihr euch um zwölf Uhr beim Ärztehaus am Markt trifft, okay?«

Eigentlich wollte ich in der Mittagspause schnell nach Hause fahren und mir was Frisches anziehen, weil Jörg dann nicht da ist.

»In Ordnung«, sage ich trotzdem noch mal.

Bruno nickt mir anerkennend zu und verlässt dann zügigen Schrittes mein Amtszimmer, da er sich nun konzentriert seinen Vorgesetztenaufgaben widmen kann.

Mein Blick fällt wieder auf die drei lächelnden Jörgs vor mir. Ich nehme die gerahmten Schnappschüsse in die ärgerlicher-

weise leicht zitternden Hände und lege sie zu einer letzten Betrachtung auf die grünliche Schreibunterlage.

Weiß Gott, das Einzige, was an Jörg *nicht* attraktiv ist, ist sein Name – seiner scheußlichen Nasen- und Ohrenbehaarung wurde ja bisher kein freier Lauf gelassen.

Wie oft schon hatte man mir gesagt, was für einen tollen Fang ich doch gemacht hätte. Sicher, wurde dann schnell noch hinzugefügt, *ich* sei natürlich auch recht attraktiv. Mit meiner netten Figur und den großen dunklen Augen. Mit meiner adretten Kurzhaarfrisur.

Aber der *Jörg* – was für ein Mann!

Ich starre auf die Bilder. Es ist kaum zu fassen. Jörg hat mit Ende dreißig noch keine Falte, während sich auf meiner gleich alten Stirn schon kleine horizontale Furchen erkennen lassen, zu denen sich neuerdings zwei vertikale über der Nasenwurzel gesellen.

Ich sehe bitter auf das Foto hinunter, das mir das liebste war. Wie gut, dass du mich wegen einer 21-Jährigen verlässt! Mich würden schon in wenigen Jahren aufmerksame Menschen darauf hinweisen, dass du glatt als mein Sohn durchgehen könntest.

Rasch nehme ich die Bilder aus ihren Rahmen. Dann stopfe ich sie ohne Rücksicht auf weitere Verwendbarkeit in den hässlichen städtischen Papierkorb zu meiner Rechten, der aus der Nähe nach alten Bananenschalen müffelt.

Bevor ich die eventuelle emotionale Heilwirkung dieser Maßnahme auch nur im Ansatz erfahren kann, klopft es an meiner Bürotür.

Mein erster Besucher.

Schnell stelle ich die leeren Rahmen wieder auf den Tisch.

»Herein!«, rufe ich freundlich.

## Drittes Kapitel

Auf dem Parkplatz hinter dem Ordnungsamt entscheide ich mich spontan, doch nicht den Corsa zu nehmen, sondern durch die Wallanlagen zum Ärztehaus zu laufen. Die heitere Aprilsonne, die heilsame Frischluft – nein, eine gebeutelte Person wie ich kann es sich nicht leisten, das unversucht zu lassen. Und obwohl ich keinerlei Appetit verspüre, besorge ich mir sogar auf dem Wochenmarkt auf dem Domshof noch ein Käsebrötchen, von dem ich dann aber nicht mal die Hälfte hinunterbringe. Ich denke gerade darüber nach, wie gut Jörgs gemeines Verhalten meiner Figur tun wird, als ich vor dem Ärztehaus ankomme.

Felix steht bereits vor dem Eingang und ist mit seiner Kamera beschäftigt. Seine breiten Schultern tragen Riemen, an denen seine Ausrüstung in professionell aussehenden Taschen an seinem schlaksigen Körper hinabbaumelt.

»Hallo, Felix!«, begrüße ich ihn in Anbetracht seiner bevorstehenden Qualen extra aufmunternd. »Kommst du gerade von einem ... Shooting?« Gut, dass mir gerade noch der Fachbegriff aus der »Mobilen Haustierfotografie« einfällt, Felix' etwas ungewöhnlichem Traumberuf.

Er strahlt mich an und sieht kein bisschen aus wie jemand, der eine Magenspiegelung braucht.

»Ja. Hier, sieh mal, Iris«, sagt er statt einer Begrüßung und hält mir das Display seiner Digitalkamera hin.

Voller Interesse beuge ich mich über das Foto.

»Was ist denn *das*?« Ich blicke hoch in Felix' amüsiertes Gesicht.

»Eine Abessinierkatze auf ihrem Lieblingsplatz, der Rückenlehne von Frauchens Sofa«, gibt er sachlich zurück.

Durch die dramatische Ausleuchtung seines leicht keilförmigen Kopfes hat Felix diesem vermutlich völlig harmlosen Tier den Charakter eines Miniaturmonsters verpasst.

»Und für *solche* Aufnahmen bezahlt dich die Besitzerin auch noch?«

»Nein. Für *solche*«, antwortet Felix stolz und lässt auf dem Display das nächste Bild erscheinen.

»Nicht zu glauben!«, rufe ich voller Begeisterung für Felix' Talent.

Dieselbe Katze erscheint nun dank der Betonung ihrer seelenvollen Augen und ihrer königlichen Haltung als liebenswürdige Majestät, die man gerne ein wenig aufpäppeln möchte.

Ich blicke kurz auf meine Uhr.

»Fast zwölf«, sage ich, »wollen wir reingehen?«

Felix verstaubt seine Kamera sorgfältig. Den Blick auf sein Handwerkszeug geheftet, sagt er: »Vielen Dank übrigens, dass du gekommen bist, Iris. Ist mir schon etwas unangenehm, dass du deine Mittagspause opferst. Aber Papa findet es am besten, wenn du mich begleitest.«

Er befestigt den Klettverschluss der Kameratasche. Dann schaut er mir ins Gesicht und räuspert sich.

»Ich ... ich finde das natürlich auch«, sagt er und wirkt auf einmal ganz verlegen.

Also wirklich.

Ich lächle ihn beruhigend an.

»Na, *das* freut mich aber!«, versichere ich ihm scherzhaft.

Nun wird er auch noch rot.

»Ach, Felix! Das muss dir nicht peinlich sein!«

Er weiß doch genau, wie oft ich ihm und seinem Papa schon geholfen habe. Ob es nun um die bitter notwendige Unterstützung beim Gardinenwaschen, die Rettung verunglückter

Sonntagsessen oder die Versorgung mit selbstgebasteltem Weihnachts- oder Osterschmuck ging.

»Ja, klar ... ich weiß«, murmelt Felix und dreht sich abrupt um zu den vielen Schildern mit Ärztenamen neben der Eingangstür.

Jörg fand meinen Einsatz für die Felds ja immer völlig übertrieben. In Zukunft wird er mich deswegen nicht mehr wahlweise als naives Opfer zweier schamloser Ausbeuter oder als aufdringliche Person mit krankhaftem Helferinnenkomplex hinstellen.

Weil ich ihm nun egal bin.

»Wir müssen in den zweiten Stock«, sagt Felix.

»Weshalb brauchst du eigentlich eine Magenspiegelung?«, frage ich und gehe durch die Tür, die er mir aufhält.

Er nimmt die ersten Stufen. Trotz seiner schweren Ausrüstung ganz mühelos. Er verlangsamt den Schritt, so dass ich neben ihm die Treppe hochsteigen kann.

»Zur Beruhigung«, erklärt er.

»Zur Beruhigung?« Ein bisschen empört bin ich schon über Felix' Lässigkeit. Schließlich musste ich mich mittels sorgenvoller Horrorvisionen zu meinem Dabeisein motivieren. »Ich dachte, so was macht man nur, wenn es sich nicht vermeiden lässt!«

Wir stehen inzwischen vor der Praxistür.

»Es könnte ja auch was Ernsthaftes sein, Iris«, sagt Felix. »Ich habe seit Wochen immer wieder starke Magenschmerzen. Manchmal so stark, dass ich die ganze Nacht nicht schlafen kann.«

Warum hat Bruno mir das nicht erzählt? Ich hätte ihm Fencheltee für Felix mitgegeben.

»Der Arzt vermutet, die Schmerzen sind stressbedingt. Das letzte Jahr war hart für mich. Der Druck, Aufträge als mobiler Haustierfotograf zu bekommen, damit ich kein Geld mehr von

Papa brauche. Und das Gefühl, dass kaum einer meinen Beruf ernst nimmt.«

Felix' dunkelblonder Pony ist so lang, dass er ständig über seine Augen rutscht. Am liebsten möchte ich ihm sagen, dass er mal wieder zum Friseur gehen sollte.

»Verstehe«, sage ich lieber.

Ich weiß ja, dass Bruno der Beruf seines Sohnes unangenehm ist und er ihn viel lieber in der städtischen Verwaltung sähe.

Felix drückt die Klingel der Praxis. Ein Summer ertönt, und er schiebt die Tür auf.

»Der Arzt will mit der Magenspiegelung körperliche Ursachen für die Schmerzen ausschließen«, sagt Felix, während wir in das Vorzimmer treten.

»Und wie kann der Arzt dir helfen, wenn deine Schmerzen tatsächlich seelisch bedingt sind?«, frage ich besorgt.

»Dann muss der Patient sich selber helfen!«, sagt eine weibliche Stimme. Felix guckt ziemlich verärgert zu der Sprechstundenhilfe rüber. Dann schaut er zu mir.

Na ja, vielleicht hat sie recht, denke ich.

## Viertes Kapitel

Das Wartezimmer des Magenspieglers ist so nüchtern wie der Magen, mit dem Felix zu seinem Termin erscheinen musste. In dem fensterlosen Raum mit weißen Stühlen und einem winzigen Korb Tisch voller Zeitungen in der Mitte sitzen eine hagere junge Frau, die mit ihren Falten um den Mund eindeutig magenkrank aussieht, und ein wohlgenährter älterer Herr, der eine Kochzeitschrift liest.

Ich nicke beiden zu, als sie bei meinem Eintreten kurz den Kopf heben, und suche mir dann ohne Lektüre einen Platz. Schließlich kann ich die Zeit besser nutzen, indem ich mir ausmale, wie Emma auf Jörgs plötzliches Ausscheiden aus meinem Leben reagieren wird. Beim Gedanken an ihre abgrundtiefe Abneigung gegen Jörg durchströmt mich dankbare Verbundenheit mit meiner besten Freundin. Sonst hat mich ihre Geringschätzung betrübt und gekränkt – ob Emma doch schon immer recht hatte?

Womöglich ist Jörg ja tatsächlich ein lächerlicher Gockel. Und nicht ein erfreulich gepflegter Mann, wie ich ihr entgegengehalten habe. Vielleicht ist er ja doch ein fauler Macho mit überholten Rollenvorstellungen. Und kein richtiger Kerl, der eben nichts mit Abwaschen, Kochen und Putzen zu tun haben mag. Dafür aber ritterlich an meiner Seite steht.

Von wegen.

Gleich nach der Arbeit werde ich Emma anrufen. Beglückwünschen wird sie mich.

Dass Jörg mir eine Frist fürs Ausziehen gesetzt hat, wird

Emma absolut unfair finden. Auch wenn ihm das Haus gehört – er müsste mir mehr als zwei Wochen lassen, nachdem wir dort acht Jahre zusammengelebt haben. Zumal ich mich komplett neu einrichten muss.

Mein Blick fällt auf die Zeitschriften. Vielleicht finde ich ja was zum Thema Einrichten – jetzt, wo es *Adieu, Eltern-Möbel* heißt.

»Sind Sie die Partnerin von Herrn Feld?« Eine junge Dame im weißen Kittel steckt den Kopf ins Wartezimmer. Die abgezehrte Frau und der feiste Mann schauen zu mir rüber.

Das ging aber schnell. Ich springe auf.

»Nein«, sage ich. »Nur eine Bekannte.«

»Aha«, sagt die Sprechstundenhilfe. »Sie können aber ruhig sitzen bleiben.« Ich setze mich wieder hin. »Herr Feld benötigt eine höhere Dosis Beruhigungsmittel, und der Herr Doktor wollte sicherstellen, dass sich jemand im Anschluss um ihn kümmert. Richten Sie sich bitte darauf ein, dass er nicht vollkommen bei sich sein wird. Aber schon noch zu lenken.«

Ehe ich mich versee, ist sie wieder verschwunden.

*Schon noch zu lenken?*

Am liebsten würde ich hinter der Frau herlaufen und sie fragen, was genau mit Felix los sein wird, nachdem sie ihn mit dieser Extradosis vollgepumpt haben. Aber sie ist bestimmt längst wieder im Behandlungszimmer.

»Hört sich ja mächtig ominös an«, meint der ältere Herr und blickt mich begeistert an. Er scheint sich regelrecht auf Felix' Erscheinen und meinen damit verbundenen Einsatz zu freuen.

»Haben Sie's auch mit dem Magen?«, frage ich gereizt und in der Hoffnung, ihn mittels Hinweis auf die eigenen Gebrechen zu etwas mehr Anteilnahme zu bewegen.

»Nein. Mit der Galle habe ich es. Und zwar deswegen«, sagt er und hält die Kochzeitschrift hoch. Die Seite zeigt einen

glänzenden Krustenbraten. »Drei dicke Steine mussten sie bei mir bereits zertrümmern. Aber ...« Er seufzt inbrünstig. »Was gibt es im Leben, das so viel Freude macht wie eine gute Mahlzeit? Wenn man mal ehrlich ist.«

Eine gute Mahlzeit.

*Mir* würde sie zurzeit nicht die mindeste Freude machen. Obwohl ich doch sonst so gerne esse. Ich schlucke.

Ich bin alleinstehend.

So gut wie obdachlos.

Und ein fades Gewohnheitstier.

»Ich mag keinen Krustenbraten«, sage ich zu dem Fan fetter Speisen und nehme mir rasch irgendeine Zeitung vom Tisch.

*Psychologie heute*. Titelthema: *Unsere Möbel – Unsere Seele*.

Toll, das kommt ja wie gerufen! Ich werde mir Möbel kaufen, die auf eine interessante und glückliche Frau schließen lassen, und meine Seele nur noch solchen Einrichtungsgegenständen aussetzen. Ich blättere durch das Magazin. Nachdem ich erstaunlich schnell durch bin, muss ich feststellen, dass keine einzige der wertvollen Anregungen mein Hirn erreicht hat. Stattdessen ertappe ich mich bei Grübeleien rund um die Begriffe *fade* und *Gewohnheitstier*.

»Sie können jetzt diese haben«, sagt der Krustenbraten und streckt mir die Kochzeitung hin, als müsste ich ganz erpicht auf sie sein.

»Vielen Dank«, antworte ich und nehme sie höflichkeitshalber.

Eine laute Stimme erklingt aus dem Vorzimmer. Mein Wartegenosse beugt sich sofort gespannt nach vorne und wirft einen Blick durch die halb geöffnete Tür.

»Da steht ein langer Dünner. Mit lauter Fotoapparaten und so. Der will irgendetwas von der Sprechstundenhilfe«, unterrichtet er die hagere Frau und mich.

»Hm«, sage ich neutral, um seiner Sensationsgier bloß kein

Futter zu geben. Dann erhebe ich mich, ziehe meine Jacke an und hänge meine Handtasche über die Schulter. Offenbar kann Felix ohne Hilfe stehen und sich mit der Sprechstundenhilfe unterhalten. Prima. Dann kann es mit den Nebenwirkungen so schlimm nicht sein.

»Das ist wohl der verwirrte Herr Feld«, sagt der Gallenpatient erfreut zu der Magenpatientin, die nicht sehr interessiert scheint.

Er steht auf und setzt sich auf einen Platz, von dem aus er besser ins Vorzimmer schauen kann.

»Einen schönen Tag!«, wünscht er mir, als ich an ihm vorbeieile.

»Felix!«, rufe ich erleichtert, denn der macht wirklich einen ausgesprochen lebendigen Eindruck.

Wie schön.

Einerseits jedenfalls.

Andererseits ist es befremdlich, wie ungezwungen er an dem Rezeptionstresen lümmelt und wie laut er mit der Sprechstundenhilfe spricht.

Er sieht sich nach mir um.

»Iris!«, ruft er entzückt. »Ich bin sofort bei dir!«

Seine Stimme klingt wie die eines Betrunkenen.

Er grinst breit und wendet sich wieder der Sprechstundenhilfe zu.

»Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag, Herr Feld«, sagt diese in einem Ton, den Erwachsene gerne gegenüber bockigen Kindern anschlagen, solange sie es noch im Guten versuchen. »Auf Wiedersehen und bis Mittwoch! Dann hat der Herr Doktor die Laborbefunde für Sie.«

»Komm schon, Felix«, bitte ich ihn leise, als ich neben ihm trete. Ich hake mich bei ihm unter und versuche, ihn zum Ausgang zu bugsieren.

Er rührt sich nicht von der Stelle.

Stattdessen beugt er sich noch weiter über den Tresen und schaut sich ungeniert auf der Schreibfläche um.

»Vielleicht haben Sie ja doch einen Kalender für mich«, sagt er mit treuherzigem Blick und betörendem Lächeln zu der Sprechstundenhilfe. »Als kleines Werbegeschenk? Hm?«

Er lacht erwartungsvoll.

Ist mir nie aufgefallen, wie wild Felix auf Werbegeschenke ist.

»Nein. Keinen Kalender.« Die Sprechstundenhilfe ist die Geduld in Person.

»Oder wenigstens ein paar schicke Kugelschreiber?«, raunt Felix so dreist, dass ich meinen Ohren nicht traue.

»Nein, leider nicht«, antwortet die Sprechstundenhilfe bestimmt.

»Und was ist mit dem hübschen grünen da?«, bohrt Felix nach und macht tatsächlich Anstalten, der Frau ihren Kugelschreiber aus der Hand zu schnappen.

»Felix!«, rufe ich und ziehe noch mal an seinem Arm.

Er sieht mich verwundert an.

Ich lehne mich zur Sprechstundenhilfe vor.

»Was ist mit ihm los?«, flüstere ich beunruhigt.

»Der Tranquilizer«, flüstert sie zurück, während Felix sich an einem Stapel von Infoblättern zu schaffen macht. Er beginnt, sie emsig in seine Jackentasche zu stopfen.

»Manchmal kommt es zu einer sogenannten paradoxen Wirkung«, erklärt mir die Sprechstundenhilfe mit gesenkter Stimme. »Der Patient reagiert dann euphorisch. Und enthemmt.«

Leicht verwirrt, hatte Bruno gesagt. Nicht enthemmt!

»Wie lange ist er denn noch so?«, will ich wissen.

»Vielleicht eine halbe Stunde. Das Gute ist, dass er sich nachher an nichts mehr erinnern wird.«

Na, da bleibt ihm ja einiges an Peinlichkeit erspart.

Mit einmal spüre ich, wie Felix seinen Arm um mich legt und sich Richtung Ausgang wendet. Das mit dem Arm ist mir eigentlich viel zu vertraulich. Aber Hauptsache, wir gehen endlich.

»Los geht's«, sage ich zu Felix, der sich tatsächlich in Bewegung setzt. Während er mich noch etwas fester an sich drückt, legen wir ein paar Schritte zurück, dann macht er abrupt halt. Ausgerechnet vor der Tür zum Wartezimmer.

Der Gallenpatient winkt uns zu.

»Wenigstens einen Radiergummi sollten die aber schon für Sie haben!«, feuert er Felix hinterhältig an.

Doch der scheint inzwischen jedes Interesse an Give-aways verloren zu haben. Ganz offensichtlich ist er jetzt von etwas anderem gefesselt.

Von meinen Haaren.

Seine rechte Hand ist von meiner Schulter auf meinen Kopf gewandert und fährt zärtlich durch meine Kurzhaarfrisur.

Das ist kein wirklich unangenehmes Gefühl – aber es geht zu weit.

Klares Durchgreifen ist nun angebracht. Ich lange nach Felix' Hand, um sie von meinem Kopf zu entfernen und ihn dann zügig aus der Praxis zu zerren. Er dreht seine Hand in einer erstaunlich eleganten Bewegung, so dass meine in ihr zu liegen kommt. Verärgert schaue ich ihm ins Gesicht. Seine graugrünen Augen sind merkwürdig dunkel und fixieren mich.

»Iris«, sagt er mit rauer Stimme und zieht meine Hand an seinen Mund.

Mein Gott!

Was hat dieser verdammte Magendoktor ihm bloß gegeben?

»Jetzt kommt's!«, sagt der Gallenmann.

Ich glaube, ein »Pssst!« von der Magenpatientin zu hören.

Die Sprechstundenhilfe räuspert sich gespannt.

Selbstverständlich versuche ich, Felix meine Hand zu ent-

winden. Trotzdem spüre ich sanft seine Oberlippe und seinen Dreitagebart auf meinen Fingerspitzen.

»Iris«, setzt er noch mal an. »Ich muss es dir endlich mal sagen ...«

Verzweifelt drehe ich mich zur Sprechstundenhilfe um, die uns zuschaut, als ob sie jetzt nicht gestört werden möchte.

»Können Sie bitte den Doktor holen, damit er ihm so eine Art Gegenmittel gibt, ja?«, flehe ich sie an.

»Wieso denn?«, fragt sie scheinheilig. »Er macht doch nichts Schlimmes.«

Ich merke, wie Felix mir mit seiner freien Hand behutsam über die Wange streicht. In der Hoffnung auf ein strenges Wort, das mir sicher gleich einfallen wird, blicke ich ihm wieder ins Gesicht.

»Ich liebe dich, Iris«, sagt Felix.

Mit feierlichem Ernst in der Stimme.

»Oh!«, macht die Magenpatientin.

Ich sehe mich schnell um. Sie ist inzwischen neben den Krustenbraten gerückt und bewundert Felix und mich mit roten Wangen wie zwei Darsteller in einer Hollywoodschnulze.

»Iris!«, sagt Felix, und ich drehe mich wieder zu ihm.

Zum Glück sieht er ein klein wenig ernüchtert aus.

»Wir gehen jetzt.« Ich entschieße mich, keinen einzigen Gedanken an das zu verschwenden, was Felix eben gesagt hat. Weil er im Augenblick ganz offensichtlich nicht er selber ist.

»Iris! Hast du überhaupt gehört, was ich gesagt habe?«

Kramphhaft überlege ich, was jetzt das Klügste wäre.

Die Tür zum Sprechzimmer geht auf und der Doktor blickt mit verärgelter Miene zur Sprechstundenhilfe.

»Frau Brünjes, würden Sie mir wohl netterweise den nächsten Patienten reinbringen?«, raunzt er und verschwindet wieder.

Die pflichtvergessene Sprechstundenhilfe springt auf, mar-

schiert ins Wartezimmer und verkündet: »Herr Eberlein, bitte!«

Ich schaue Herrn Eberlein und Frau Brünjes nach, bis sich die Tür zum Sprechzimmer hinter ihnen schließt.

Ha. Sie werden nie erfahren, was ich Felix antworte!

»Wir sprechen später darüber!«, sage ich. *Später* wirst du dich sowieso an nichts mehr erinnern. »Jetzt bringe ich dich erst mal nach Hause.«

»Okay«, antwortet Felix unsicher und klingt längst nicht mehr so enthemmt wie noch ein paar Minuten zuvor. Eher etwas ermattet.

Ich fische die Infozettel, in denen es um Sodbrennen geht, aus seiner Jackentasche und lege sie auf die Rezeption. Felix sieht mir verdutzt dabei zu. Ich lächle ihn freundlich an und schiebe ihn zum Ausgang.

»Tschüs!«, rufe ich durch die immer noch leicht geöffnete Tür des Wartezimmers der Magenfrau zu.

»Tschüs! Alles Gute für Sie beide!«, ruft sie zurück. »So was Romantisches habe ich noch nie gesehen!«

Ich ignoriere ihre Fehlinterpretation. Und auch, dass Felix schon wieder meine Hand ergriffen hat. Immerhin führt er sie diesmal nicht an seine Lippen, sondern hält sie nur, während wir die Treppe runtergehen. Na ja, so kann ich zumindest verhindern, dass er wegen seiner Benommenheit auf den Stufen stürzt. Dass Felix die ganze Zeit sanft seinen Daumen auf meinem Handrücken kreisen lässt, kann ich aushalten. Ich muss sogar zugeben, er hat eindeutig Talent für so was – zumindest unter Drogen.

Als wir in die Straßenbahn steigen, lässt Felix endlich meine Hand los. Schnell stecke ich sie in meine Jackentasche und setze mich auf einen Platz hinter ihm.

Was für eine Mittagspause!

Ich sehe aus dem Fenster auf die bunten Fassaden und Schau-

fenster des Ostertor-Viertels, die in der Frühlingssonne vorbeigleiten, und schüttle den Kopf.

Dann muss ich plötzlich lächeln.

Die *Vorstellung!* Felix in *mich* verliebt!

Das ist, das ist wirklich ...

Das Lächeln ist sofort wieder weg und mir steigen ein paar Tränen in die Augen. Ja, das ist tatsächlich genau so lächerlich wie Jörg und seine junge Wilde.